

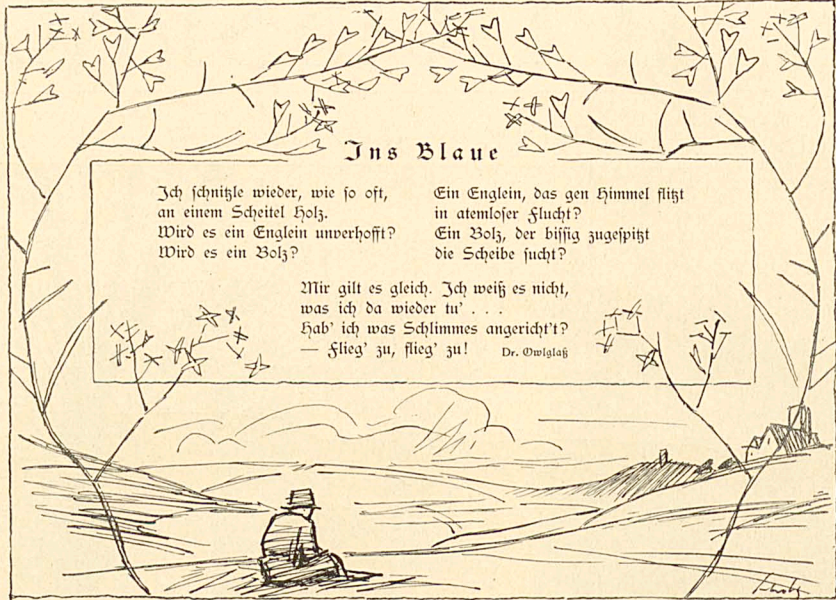
SIMPLICISSIMUS

Marianne, die Netzflickerin

(Olaf Gulbransson)



„Ich werde das Genfer Paraphennetz schon wieder zusammenflicken — — — wenn das Zeug nur nicht so morsch wäre!“



Ins Blaue

Ich schnitzte wieder, wie so oft,
an einem Scheitel Holz.
Wird es ein Englein unverhofft?
Wird es ein Volz?

Ein Englein, das den Himmel flüht
in atemloser Glucht?
Ein Volz, der bisjiz zugespüht
die Scheibe sucht?

Mir gilt es gleich. Ich weiß es nicht,
was ich da wieder tu' . . .
Hab' ich was Schlimmes angericht'?
— flieg' zu, flieg' zu! Dr. Öwlglaß

Als ich den Nobelpreis erhielt / Von Heinz Weis

Ich war in größter Verlegenheit. Denn die drei einzigen Worte Schwedisch, die ich beherrschte: „takk for maten“ (zu deutsch: Dank für das Mittagessen), waren norwegischer Herkunft, und nun peinigte mich die Frage: wird König Gustav von Schweden, wenn ich in der nächsten Minute vor ihn gerufen werde, um den Nobelpreis in Empfang zu nehmen, mich überhaupt verstehen, wenn ich ihm auf norwegisch antworte: „takk for maten“ . . . ? Wird er sich vor allen Dingen damit zufriednen geben, wenn ich — anstatt der Rede, die jeder Preisträger vor den Majestäten zu halten hat — freundlich und nach allen Seiten mich verbeugend sagen werde: „takk for maten“ . . . ?

Ich griff nach der linken Rocktasche, in der die Preisträger ihr Manuskript zu tragen pflegen, und fand dort — ein Karamellbonbon. Ich wickelte es aus, steckte es augenblicklich in den Mund und erhoffte nun ein Sprachwunder: vielleicht — wenn ich den Mund jetzt öffne — kommt Schwedisch heraus! Vielleicht — ich griff nochmals in die Tasche — vielleicht, daß sich noch ein zweites fände, das mir noch die erhabenen Gedanken schenkte, die ich auf schwedisch äußern könnte! Für das schlichte Pathos — falls man zu Majestäten spricht — wollte ich dann — man darf nicht alles vom Wunder erwarten — selber stehn. Ich griff also nochmals in die Tasche, aber statt des Bonbons fand ich mein heftig klopfendes, von Angst und Zweifel gepeinigtes Herz darinnen vor — mein Gott — nun auch noch dies Malheur — — ! Meine Hand fühlte es zappeln, und mein Ohr hörte es schlagen — immer aufdringlich schlagen, sozusagen poltern; der ganze, hellhörige Raum war von dem Klopfen meines Herzens angefüllt.

Mein Blick fiel geradeaus auf eine Tafel. „Achtung!“ las ich. „Achtung!“ „Hochakustischer Senderaum! Man bittet, das Niesen zu unterlassen, da die Rundfunkhörer sonst erschrecken!“ — Da riß ich, wild pochte mein Herz, das seidene Schnupftuch, das mir meine Freundin Eva einst geschenkt, aus der Tasche, stürzte nach dem Mikrophon und stopfte es ihm ins Ohr. „Verfluchte Kiste!“, knirschte ich.

„Mylord!“, sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter mir. „Majestät wünscht ihr Referat entgegenzunehmen.“ Die Ergebenheit dieser Stimme gab mir das Selbstbewußtsein wieder. Es wird hoffentlich kein Irrtum sein, das ich nicht, und wird schon

seinen Grund haben, daß ich den Nobelpreis erhalte. Es ist immerhin anzunehmen, daß S. M. der König sich meinestwegen vergewisserte . . .

Ich trat in einen düsteren Saal, der ganz leer war. Eine erregende Musik drang aus einer Krypta herauf. Die Toten musizieren, dachte ich. Leise, aber unruhig huschten hohe Geigentöne durch den Saal. Es sind ihre unerledigten Wünsche, das, was bei ihrem Tode offen blieb . . . Das spielen sie jetzt . . . Aber alsbald vertieferten und verdunkelten sich die Geigentöne, ein Cello begann mir sehnsüchtig ins Herz zu schneiden, und ich mußte dabei an meine Freundin Eva denken, an ihre dunkle Stimme, ihren Liebreiz und ihre Anmut, ihre sanfte Haut, ihr schwarzes Haar . . . Die Melodie verlor sich im Schwirren gezuppter Saiten: ein eherner Rhythmus riß mich mit. „Ich bin bereit“, sagte ich, mich zum Diener wendend, „mein Leben für eine große Sache zu lassen.“

„Einem Moment, Mylord!“ antwortete der Diener. In diesem Augenblick öffneten sich die drei Türen des Hintergrunds, und der Saal füllte sich mit Prinzen von Gebürt. Nach ihnen traten hohe Würdenträger und Offiziere in Galauniform ein und besetzten die übriggebliebenen Plätze. Als alle versammelt waren, verstummte die Musik. Es öffnete sich eine riesige Pforte, die Anwesenden erhoben sich, und König Gustav trat ein, eine wunderschöne Frau an seiner Seite. Sie war um ein wenig kleiner als der König, trug ein schwarzes Kleid mit weißem Rüschenkragen; ihr Haar war genau in der Mitte gescheitelt und fiel halblang und schwarz herab . . . Es kann nicht sein, flüsterte ich, als ich sie erkannte, — es ist unmöglich, es geht nicht mit rechten Dingen zu, es ist Teufelspuk, sagte ich zu mir, als ich in der schönen Frau am Arme des Königs meine Freundin Eva erkannte. Ihre Augen waren wie immer blau. Sie ging versunken in sehr ferne und anmutige Gedanken und Zeiten, und ihr schöner Körper schien mitversunken. Zuweilen neigte sie sich im Gehen zum König hinüber und sprach mit ihm. Sie war so unbefangen, als ob sie allein im Saale sei.

Einige Schritte von mir entfernt blieb sie am Arm des Königs stehen, deutete auf mich und klatschte in die Hände. „Camille“, rief sie, „mein, wie ich mich freue!“ Im Saale herrschte Totenstille. Die Prinzen und Würdenträger hielten den Atem an. „Wie

ich mich freue! Du bist überrascht, Camille, mich hier zu treffen?" Und mit einem Schatten von Resignation in der Stimme: „Ach Gott! Daß man es immer erst erklären muß, wenn man und warum man jemandem wohl will und ihn auszeichnet!“ Und zu den Prinzen gewendet: „Was staunt ihr denn! Verteilen wir den Nobelpreis zum erstmalig? Ihr habt euch uninteressiert zu zeigen und etwas gelangweilt! Darin beweist sich Tradition. — Und nun zu dir, Camille!“

Du bekommst nämlich den Nobelpreis — deiner schönen Augen wegen. Du bekommst ihn, weil ich mich bei dir glücklich fühle. Du bekommst ihn als Lohn für deine Küsse. Die Liebe nämlich ist die entscheidende Wissenschaft! Hic jacet lepus in pipere! Und der Nobelpreis ist die Auszeichnung für vorbildliche Leistung in dieser vernachlässigten Disziplin.

Warum nur, fragte ich neulich König Gustav in der entscheidenden Sitzung, warum gibt es stets Preise, wenn einer schneller als der andre lief? Oder wenn einer große Gedanken nieder-

schrrieb? Warum nicht für hervorragende Leistungen in einer Wissenschaft, auf der das Glück der Frauen beruht? Machen Sie einen Versuch, Majestät, das Los der Frauen zu fördern, indem Sie meinen Freund Camille öffentlich auszeichnen!

Sie drang damit durch! — König Gustav nickte freundlich —, „und zum Zeichen, wie hoch die Herzen der Frauen im Kurse stehen, verleihe ich dir, Camille, nun vor den Augen der ganzen Welt diese goldene Münze.“

Mit diesen Worten hob sie anmutig den Rock, so daß ihr rechtes Knie sichtbar wurde (die Prinzen schlugen die Augen nieder, und die Würdenträger konnten sowieso nichts sehen, weil sie ganz hinten saßen), und zog eine wunderbar schöne goldene Münze aus dem Strumpf. Die Münze strahlte, und nicht nur, weil sie von eitlen Golde war, und nicht nur, weil sie vom König kam, und nicht nur, weil Eva sie verlieh. . . . Diese Münze machte den Rest aus, der notwendig ist, damit einer freudig „ja“ sage, wie immer ihm auch mitgespielt wird.

(Schluß auf Seite 185)

Der Stockfisch

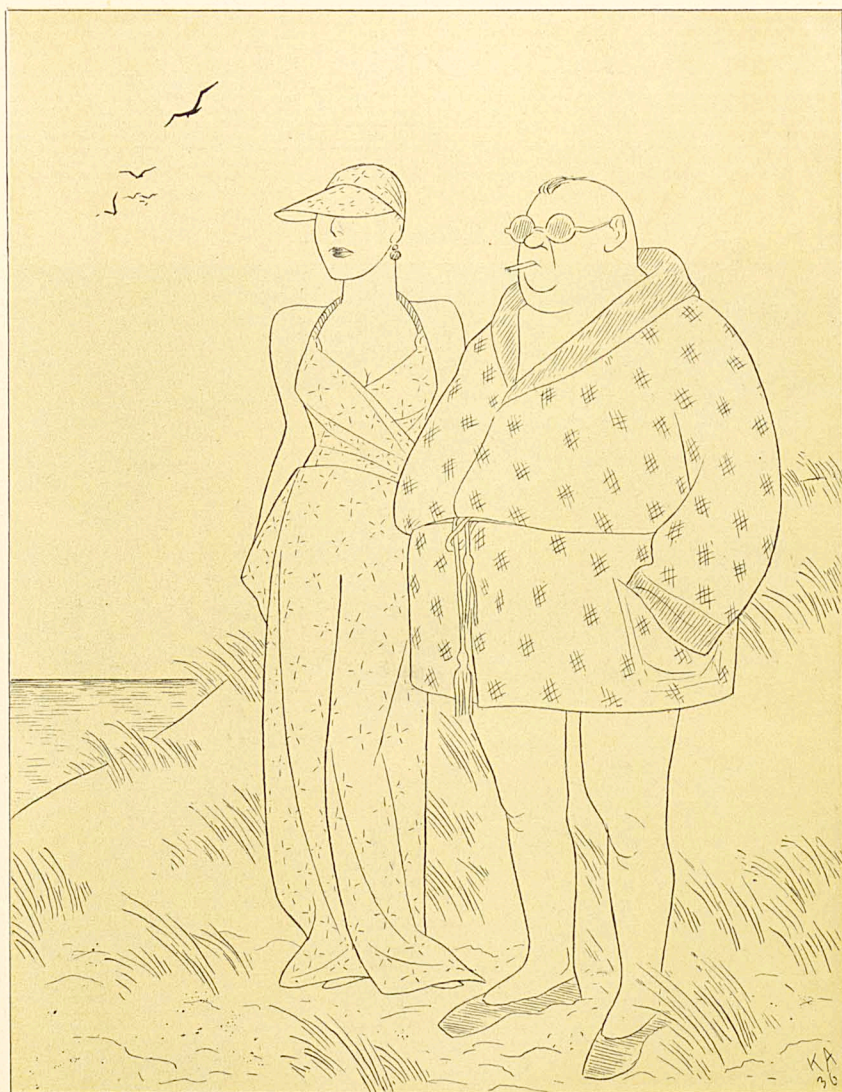
(R. Kriesch)



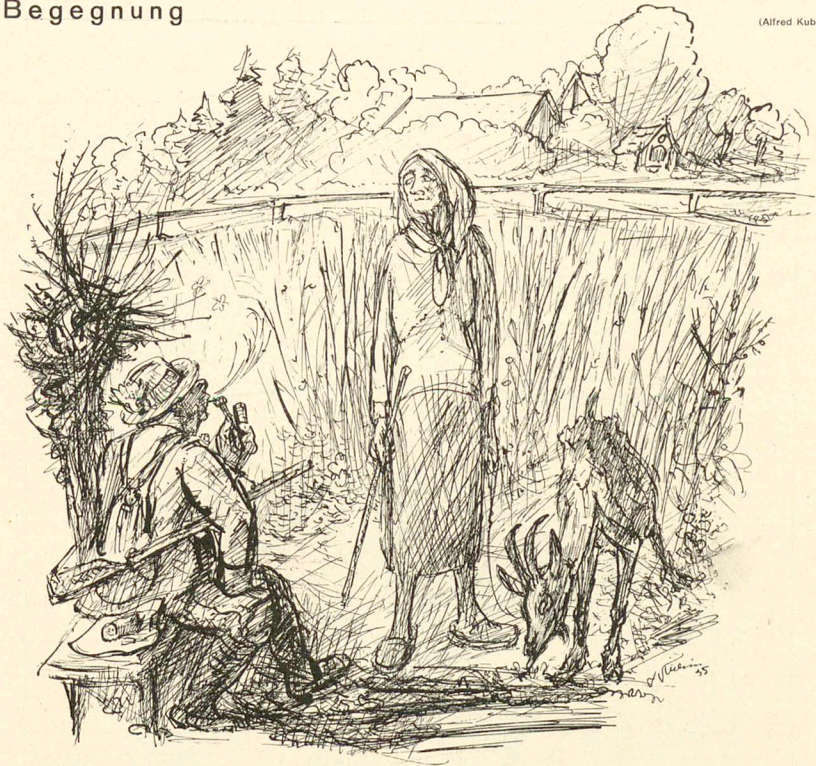
„Du schwimmst aber oft mit dem Assessor! Hast du ihm noch keine Liebeserklärung abgerungen?“ — „Pah, er sagt, er liebe das Meer!“

Herrschaften von gestern

(Karl Arnold)



„Is det nu ooch 'n Fortschritt — Arbeita ins Seebad schick'n?!“



Als ich den Nobelpreis erhielt

(Schluß von Seite 183)

Und als sie nun gar die Münze in meine Hand niederlegte, da fühlte ich mich für alle Zeiten und Vorkommnisse im voraus gerettet.

Ich küßte Evas Hand. Darin erledigte sich mein Referat: ich küßte Evas Hand. Ich drückte König Gustav die seine. Und ich schloß die meine. Krampfhaft hielt ich meine Münze fest und drückte sie an mein Herz . . .

Als ich erwachte, war ich so glücklich, daß ich nicht wagte, meine Hand zu öffnen und die Münze zu betrachten. Und erst nach langer Zeit kamen mir Zweifel. Ich sah zur Decke auf. Die Decke hatte einen Sprung. Dieser Sprung setzte sich fort, fort, — am Ende ging er mitten durch mich.

Der Zweifel kennt keine Gnade. Der Zweifel ist stärker als Gott, stärker als der König und meine Freundin Eva. Der Zweifel öffnete mir die Hand, um mir die Münze zu zeigen.

„Hier!“ sagte höhnisch der Zweifel. Und die Hand, die soeben noch die goldne Münze gehalten hatte, war leer — —

„Doch“

Von Wilhelm Pleyer

„Ja“, das sagt man heute noch. Morgen eben doch: „doch, doch!“.

Da ist beides. Doch. Und hang ist allein der Übergang.

Wie bei For und Bubenschnitt Tut nicht jeder sofort mit,

Doch man findet „doch“ bequem, Und schon ehedem „nachdem“;

Und ist man's erst 'mal gewöhnt, Wird man doch mit „doch“ versöhnt:

„Ernest, hab' ich nicht ein Loch In dem linken Strumpfe?“ — „Doch.“

„Liebst du mich denn, Gisela?“ Doch, sie tut es; sie sagt „ja!“.

Wenn nur, wie man es auch treibt, Doch ein Unterschiedchen bleibt

für das Herz mit viel Gefühl, Und für uns mit Stillgefühl!

Schwäbisches

Auf einer Wanderung im Allgäu traf ich einen Blinden und kam mit ihm ins Gespräch. „Also gar nichts mehr können Sie sehen. Sie Armster?“ fragte ich. „Das ist ja furchtbar.“ — „Freile, freile“, seufzte er. Und fuhr mit einem verschmitzten Lächeln fort: „Sehet Se, wenn jetzt Sie der Herrgott wäret ond tätet mi frage: ‚Wa witt lieber, a Mülli‘ oder ‚s Augellacht?‘, i tät mi it lang b'sinne' ond nähm' b'oid's.“

Die Überraschung

Max macht mit Elfriede eine Wanderung. Elfriede trägt einen umfangreichen Koffer, den sie aber nicht aus der Hand gibt. Max denkt mit einem schiefen Blick an liebliche weibliche Genüsse, und Elfriede lächelt vielsagend. Endlich machen sie Rast. Elfriede öffnet den Koffer und sagt strahlend: „So, nun wollen wir 'mal den Rundfunk anstellen! Wie finden Sie das?“ Max rutscht der Magen in die Kniekehle. „Sehr gut“, sagt er, „ausgezeichnet!“ Aber im Laufe des Nachmittags waren beide voneinander recht enttäuscht . . .



Diese Zeichnung ist dem prachtvollen Album

Berliner Bilder (aus den Jahren der Korruption) von Karl Arnold entnommen.

Preis des Werkes (27 x 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Die rote Katze

Eine amerikanische Detektivgeschichte von Siegfried Schmidt

Erster Teil

Durch den Korridor im fünfundvierzigsten Stock des Thompson-Gebäudes in New York geht Charles, der treue Diener des Oligarchen Thompson, und will seinem Herrn, wie allmorgendlich, das Frühstück ans Bett bringen. Er klopft. Niemand meldet sich. Er klopft noch einmal. Sein Herr meldet sich nicht. Warum meldet er sich nicht? Sollte etwas passiert sein? Vorsichtig öffnet der Diener die Tür und prallt entsetzt zurück. Ha, ein fluchwürdiges Verbrechen ist hier begangen worden! Am Boden liegt der Millionär, gefesselt an Händen und Füßen. Um seinen Kopf ist ein dickes Tuch geschlungen, und der Geld-

schränk neben dem Bett steht sperrweit offen und ist leer . . .

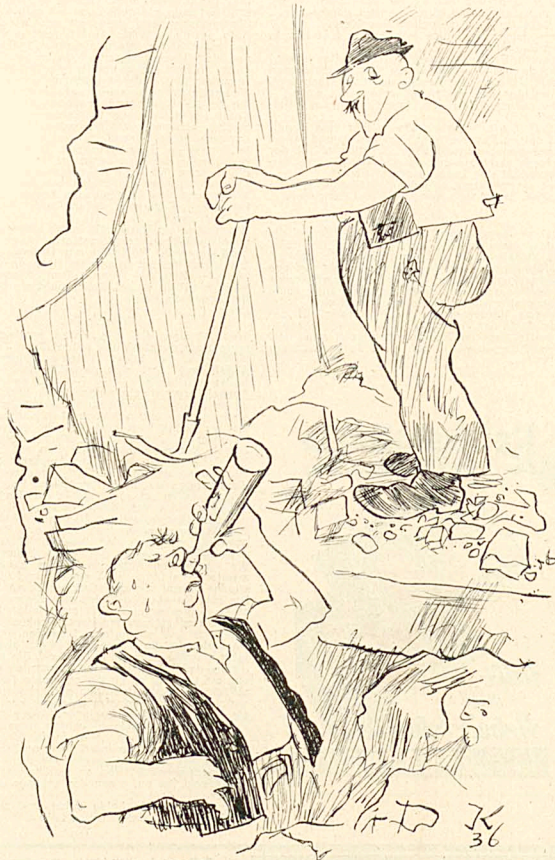
Schnell befreit der treue Diener seinen Herrn aus der fürchterlichen Lage. Thompson springt auf, läuft zum Telefon. Nur der berühmte Meisterdetektiv Jimmy-Jimmy kann Licht in das Dunkel bringen. Eine Viertelstunde später ist Jimmy-Jimmy zur Stelle.

„Ich bin überfallen und beraubt worden!“ ruft ihm der Millionär entgegen. Jimmy-Jimmy antwortet nicht; er nimmt weder seine Pfeife aus dem Mund noch die Mütze vom Kopf. Dafür holt er aus der Tasche eine große Lupe und sucht damit den Geldschrank ab. Jimmy-Jimmy ist kein Mann der

Worte, er ist ein Mann der Tat. Er hat sich bereits davon überzeugt, daß der Geldschrank gewaltsam aufgebrochen wurde. Nun hat er etwas gefunden: es ist ein rotes Frauenhaar! Sorgfältig betrachtet er es durch das Vergrößerungsglas. „Dachte ich es mir doch!“ murmelt er. „Hier hat also die rote Katze wieder ihre Hände im Spiel.“ — Dann sagt er zu Thompson: „Verraten Sie keinem Menschen etwas und überlassen Sie den Fall mir.“

Damit wendet er sich zum Gehen. Draußen prüft er seine beiden Revolver und fährt mit dem Fahrrad hinunter. Auf drei kurze Pfiffe hin, die er auf der Straße ausstößt, kommt sein Schäfer-

(R. Krieseh)



„Soso, an Tee host in dem Bierflaschl? Da siehcht ma's wieda, wohi' oana kummt, bal er koa Hiesige heirat't!“

Die Faustbar

Von Edmund Hoehne

Als das verfallene Schloß im Wald umgebaut wurde, weil eine versteckte Quelle ein neues Modebad sanktionieren sollte, enthüllte eine eingerissene Wand ein altes Laboratorium aus dem Jahre 1518, wie das Datum der letzten Eintragung ins Experimentierbuch erwies. Da nur Schriftkundige den vergilbten Folianten entziffern konnten, legte man ihn gestrost unter Glas in die Hotelhalle und behauptete, Dr. Johannes Faust selbst habe hier gewirkt.

Die graue Hexenküche sei renoviert und als elegante Bar den verehrten Gästen dienlich, auf halber Treppe rechts. Dort fand man den Mörsel, alte Würzburger Arbeit von 1320, voller Mokka-zucker. Die blaue Kristallphiole aus Venedig barg Augusturabittern, eine Pariser Retorte Wermut. Pergamentblätter, mit Geheimzeichen, Drudenfüßen, Runen, Hieroglyphen bedeckt, zeigten sich wunderbar transparent für diskrete Decken- und Nischenbeleuchtung. Die Chemikalien waren allerdings zum größten Teil zersetzt und unbrauchbar: nur ein großer Ambrastein, von einem beeidigten Nahrungsmittelprüfer

analysiert, ergab ein ebenso unschädliches wie aromareiches Duftpulver für Coctails. Natürlich unterhielten beim Arabia-Flip die Smokings alle Abendletten weniger über Albertus magnus und Paracelsus als über die Liebesprobleme der Walpurgisnacht. Als aber ein bekannter Dichter ins Wildbad fuhr, fühlte sich eine junge Gässtin, die mit ihm Kaffee trinken durfte, zu dem Ausruf: „Welche Entweihung!“ verpflichtet. „Diese Schwindler!“

„Englein“, lächelte der Mann, „ja und nein. Gewähr ist der Werbeprospekt albern, wenn er von glücklicher Verbindung des Einst mit dem Heute bodenlos frech und recht blutleer faselt. Aber vielleicht ist Jener Dr. Faust, der wirklich in einer Bamberger Urkunde auftaucht, selbst nur ein Schwin-der gewesen. Doch was macht das gegen die Tatsache, daß Goethe all seine Sehnsüchte um diese Gestalt hängte und daß ein ganzes Volk sie sich zu eigen machte? Dadurch wird alle Lüge zur Wahrheit.“ „Aber diese Bar macht das, was wahr wurde, wieder zur Lüge“, entgegnete das Mädchen.

„Dann muß der Prozeß von vorn beginnen, Liebling. Was wir hier trinken, ist letzten Endes Wein. Zwar gemildert, destilliert, parfümiert — und eigentlich schätzte ich reinen deutschen Rudesheimer ohne italienischen Martini, ohne amerikanisches Sodawasser, ohne russischen Allasch mehr. Aber er kann auch nur das, was die zwanzig Prominenten dieser Getränkeklasse vermögen, dich zu bewegen, mich im Sommernachtgebüsch zu küssen. Komm mit in Hafis Schenke bei der Quelle! Laß uns in die hundert Jahre horchen, die der Wald nach uns leben wird.“

Und ihre zierlichen Neunzehn trippelten ihm nach. Die Drehtür gab sie frei, und alsbald warf der Wind seinen Zauber-mantel über sie und trug sie nach Thule.

Der etruskische Topf

In dem mecklenburgischen Städtchen, wo ich einmal Dienst tat, war ein alter Forstmeister das Kabinettsstück des Stamm-tisches. Als Krieger von 1870/71 kannte er das Generalstabswerk des Feldzuges, war auch in seiner Fachwissenschaft gut be-schlagen, und schließlich hatte er in der Erdkunde noch einige Kenntnisse, die über das übliche Schulwissen hinausgingen. Dann aber war es mit seinen Interessen aus.

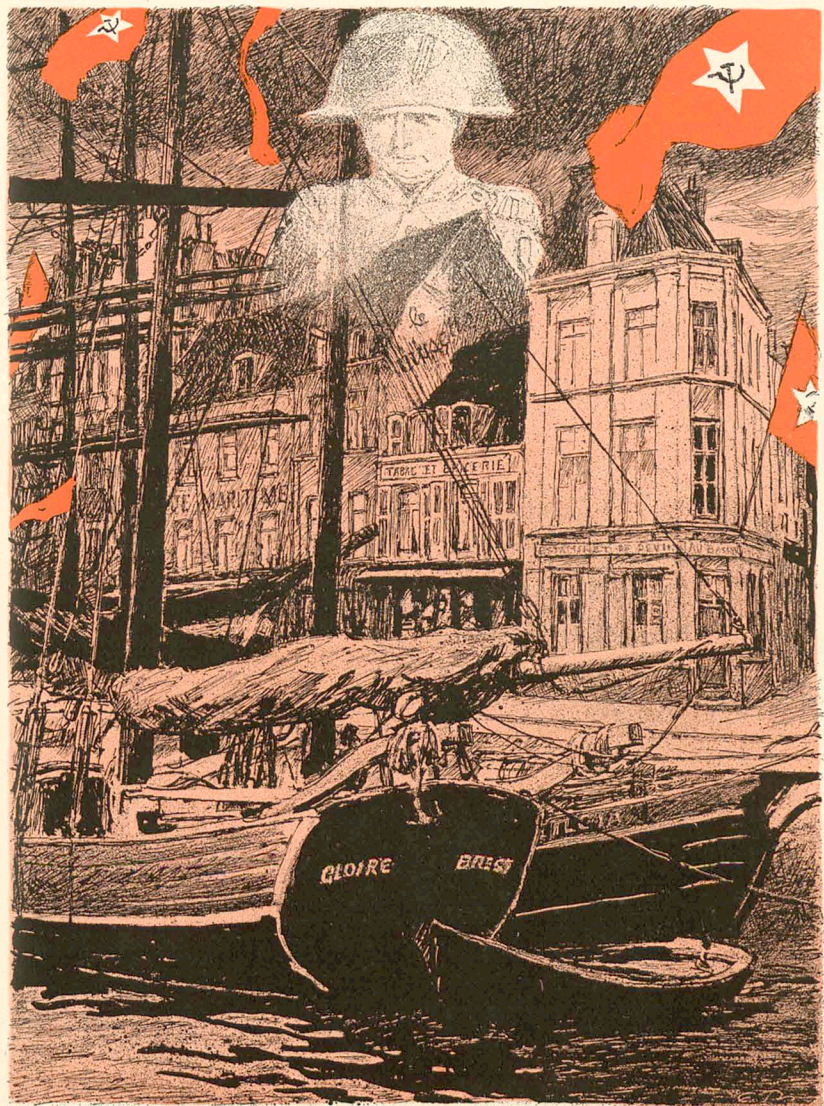
Eines Tages mußte unser Forstmeister nach Berlin. Als er wieder am Stammtisch erschien, erzählte er, daß er auch im Museum für Völkerkunde gewesen sei. „Na, was hat Ihnen denn dort am besten gefallen?“, frag einer von uns neugierig. Da gestand der Alte ganz ehrlich: „Eigent-lich nur so 'n olier etruskischer Pott. Und was mir an dem imponierte, das will ich Ihnen gleich sagen: immer nämlich, wenn ich daheim im Dunkeln vom Bett aus in meinem Nachtschränken nach dem Henkel angele, ist der verfluchte Henkel auf der anderen Seite — und der etruskische Topf, na, der hatte praktischeweise drei Henkel!“

Lieber Simplicissimus!

Im Dorfkrug zu X, kam es zu einer Rauferei, die ein gerichtliches Nachspiel hatte. Im Verlauf der Verhandlung frag der Richter einen der Zeugen: „Wie lange hat denn alles in allem die ganze Rauferei gedauert?“ — „Etwa drei Vaterunser lang“, sagte der Zeuge.

Sowjetflaggen auf französischen Schiffen

(E. Thöny)



„Mir scheint, mein Rückzug war ehrenvoller für Frankreich als dieser Sieg Moskaus.“

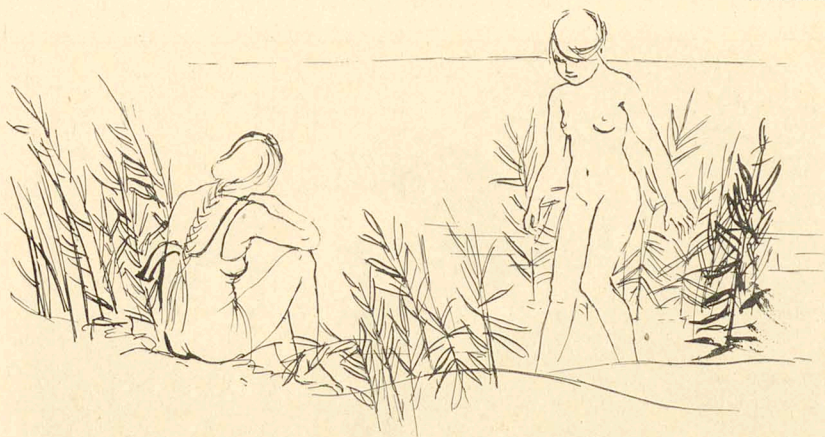
Die Dezente

(Kurt Helligstaedt)



„Ihr Mann wünschte die Farbe nach dem hellen Blau Ihrer Augen.“ — „Nee — unmöglich! Ich möchte nicht auf jeder Fahrt gleich signalisiert werden können!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —20** • **Anzeigenannahme:** **F. C. Mayer Verlag, München 2 M., Sparkassenstraße 11.** Fernsprecher 299-656, 236-497 • **Verantwortliche Schriftleitung:** **B. MBIER, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galschauer, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13, Eibabettstraße 30.** Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA, 11622 II, Vj. Pl. 3 • **Erlaubungsort München** • Postcheck München 5802 • Druck von **Ströcker und Schröder, Stuttgart** • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.



Der Fakir / Von Jo Hanns Rösler

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauber Künstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts von der Vorstellung heim kommt, verzehrt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauber Künstler!

Am Abend ist er der große und berühmte Mann. Er läßt auf der Bühne Elefanten verschwinden, er verwandelt Zuschauer in zahlende Kamele, Blumen sprießen aus unfruchtbarem Stein; wo eben noch die blonde Assistentin stand, sprudelt im Handumdrehen ein lustiger Springbrunnen, und ein Damenkränzchen aus Dortmund, das sich nicht allzu lange auf die Bühne bitten ließ, verwandelt er in einen großen Strauß Klatschrosen; denn des Zauber Künstlers Macht ist keine Grenze gesetzt, er vermag das Unmögliche möglich machen, und groß ist sein Ruhm und noch größer seine Gage.

Eines Tages bekam der Zauber Künstler Besuch.

Ein Freund aus seinen Jugendtagen suchte ihn auf und war hochwillkommen. Man aß zusammen, holte einige Flaschen Wein aus dem Keller, schwarze Zigarren aus der Kiste und fühlte sich saumäßig wohl.

„Eine Frage, lieber Freund“, sagte der Besuch nach Mitternacht, „was ist eigentlich aus der kleinen Kitty geworden, in die du vor zehn Jahren so verliebt warst?“

„Ich habe sie geheiratet.“

„Geheiratet?“

„Ja“, seufzte der Zauber Künstler ein wenig schwer.

„Ist sie gestorben? Hast du dich von ihr scheiden lassen?“

„Keines von beiden.“

„Dann lebt ihr getrennt?“

„Auch nicht. Wir sind verheiratet wie alle anderen Verheirateten.“

„Und sie lebt mit dir hier in dieser Wohnung?“

„Selbstverständlich.“

Der Freund rückte ein wenig unruhig hin und her.

„Aber warum läßt sie sich dann nicht sehen? Wir waren doch seinerzeit gut befreundet, sie muß mich doch gehört haben! Warum kommt sie denn nicht herein?“

Der Zauber Künstler lächelte geheimnisvoll: „Sie ist bei uns. Sie ist hier im Zimmer.“

„Wieso?“

Der Freund war aufgesprungen und startete in alle Ecken des Zimmers.

Der Hausherr nahm den Topf mit der Primel in die Hand.

„Hier ist Kitty“, sagte er.

„Wo?“

„Diese Primel.“

„Aber —“

„Kein Aber, lieber Freund“, sagte der Zauber Künstler und setzte den Blumentopf wieder vorsichtig auf den Tisch zurück, „eine herrliche Nutznießung meines Könnens! Sieh, wir waren zehn Jahre verheiratet, da begann es. Wenn ich früh beim Kaffee in Ruhe meine Zeitung lesen wollte, wünschte sie sich zu unterhalten — wenn ich mittags müde von den Proben heimkam, brachte sie mir all den Ärger mit dem Mädchen, mit den Nachbarn auf den Tisch — am Abend, nach der Vorstellung, störte es sie, wenn ich Freunde heimbrachte. Erst schmolte sie nur, dann ward sie nervös, später begann sie zu schimpfen und mir das Leben zur Hölle zu machen. Da versuchte ich es das erstmal. Wie oft hatte ich auf der Bühne einen Menschen verwandelt! Wir saßen beim Frühstück, die Zeitung enthielt einen Artikel, den ich unbedingt lesen wollte; sie sprach und sprach, immer wieder störte sie mich — da sagte ich, mehr wie zum Spaß, die Zauberformel — und statt der keifenden Frau stand vor mir auf dem Tisch eine liebevolle Primel. Ich war begeistert, ich setzte sie in die Sonne und las meine Zeitung in Ruhe zu Ende. Bevor ich ging, verwandelte ich sie zurück.“

„Und sie? Was sagte sie dazu?“

Der große Zauber Künstler lächelte: „Sie kam nicht dazu, etwas zu sagen. Denn als ich mittags heimkam und sie mich schon in der Tür mit Vorwürfen empfing, verwandelte ich sie schnell in eine Rose, holte ein Glas und stellte sie neben mich auf den Tisch. So geht das nun schon seit Jahren. Heute Abend verwandelte ich sie in eine Primel, ich weiß, daß du Primeln liebst — hier ist sie.“

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauber Künstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts heimkommt, ißt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; und wenn er Lust hat, bleiben die Freunde beim Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauber Künstler!

(Josef Sauer)



„Um 's Himmels willen! Nun habe ich die Überkleider ausgezogen und wiege genau so viel wie gestern, als ich sie an hatte!“



„Große Dampfwalze, Brüderrchen? Ibbberlebte Methode! Wir schaffen es jetzt mit unsren hibbschen kleinen Motoren, die wir ibberall auf der Welt in die alten Miesemaschinen einbauen!“